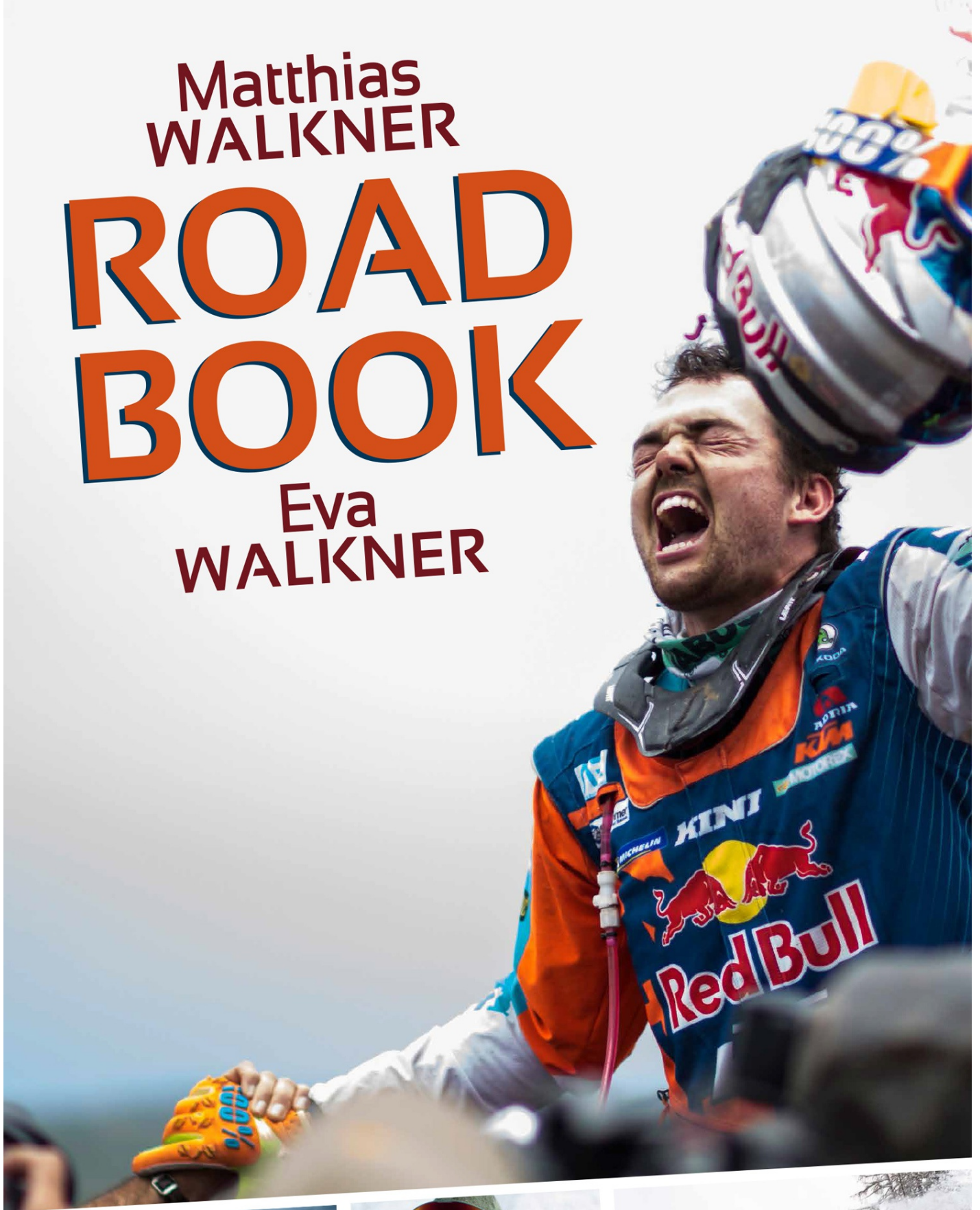


Matthias  
WALKNER

# ROAD BOOK

Eva  
WALKNER



eingerrissen. Einerseits fühle ich, was alles nicht in Ordnung ist, andererseits bin ich mir im Unklaren, ob es nicht noch weitere Probleme an meinem Körper gibt, ob ich stark blute, oder ob weitere Knochen lädiert sind und zu offenen Brüchen geführt haben. Ich habe Verletzungen, die ich niemandem wünsche. Kreuzbandrisse sind auch nicht angenehm, aber bitte, bitte, lieber noch zehn weitere Knieschäden als jene, die mir gerade große Schmerzen verursachen. Panik kommt hoch. Ich kann kaum atmen. Ich kann mich nicht rühren, weil jede noch so kleine Bewegung, gar jene mit dem kleinen Finger, schmerzt. Das war es also, sage ich mir. Ich werde sterben.

In meiner Wahrnehmung liege ich viele Minuten hilflos im Schnee, doch in der Realität ist Filmer Sam Gyger sofort bei mir. „Sam, wie schaut es aus? Blute ich? Schaut irgendein Knochen raus?“

Vorsichtig tastet er mich ab, befreit mich vom Oberflächenschnee, legt eine Decke über mich, redet mir gut zu und versucht, mich zu beruhigen. „Nein, kein Blut, und es sieht alles sehr gut aus. Der Helikopter ist schon unterwegs“, sagt er mir. Wenn man verletzt ist und Schmerzen verspürt, dauert immer alles ewig lang. Während wir auf den Heli warten, erlebe ich im Unterbewussten den Moment meiner Landung immer und immer wieder. Der Hang hat ja perfekt ausgesehen, denke ich mir und beruhige mich: Nein, du hast nicht zu viel riskiert, das hier war einfach nur riesengroßes Pech. Der Neuschnee hat die verdammten „Sharks“ überdeckt, eigentlich bin ich auf einem Minenfeld gelandet. Aber woher sollte ich das wissen?

Mein Bewusstsein hat ganz auf Überlebensmodus geschaltet. Versuche langsam zu atmen, rede ich mir ein, je intensiver du es machst, umso größer sind die Schmerzen und umso schneller hyperventilierst du. Ich friere, der Nordhang liegt an diesem späten Nachmittag bereits im Schatten, und ich warte sehnlichst auf die Schweizerische Rettungsflugwacht, die Rega. Doch die ist gerade an diesem Tag besonders ausgelastet. Bis der Notarzt nach einer Stunde bei mir ist, bebe ich am ganzen Körper. Jede noch so kleine Bewegung schmerzt – somit auch jedes Zittern.

Sie wollen mich in eine Vakuummatratze packen, um mich für den Transport zu stabilisieren. Im selben Moment, in dem sie mich aufheben wollen, brülle ich vor lauter Agonie los. „Wollt ihr mich umbringen? Es schmerzt so sehr! Ihr könnt mich nicht bewegen, das geht nicht!“ Der Notarzt meint: „Setzen wir eine Infusion mit schmerzstillenden Mitteln.“

„Ihr könnt jetzt nicht meine Jacke aufschneiden, mir ist so kalt wie noch nie zuvor in meinem Leben.“

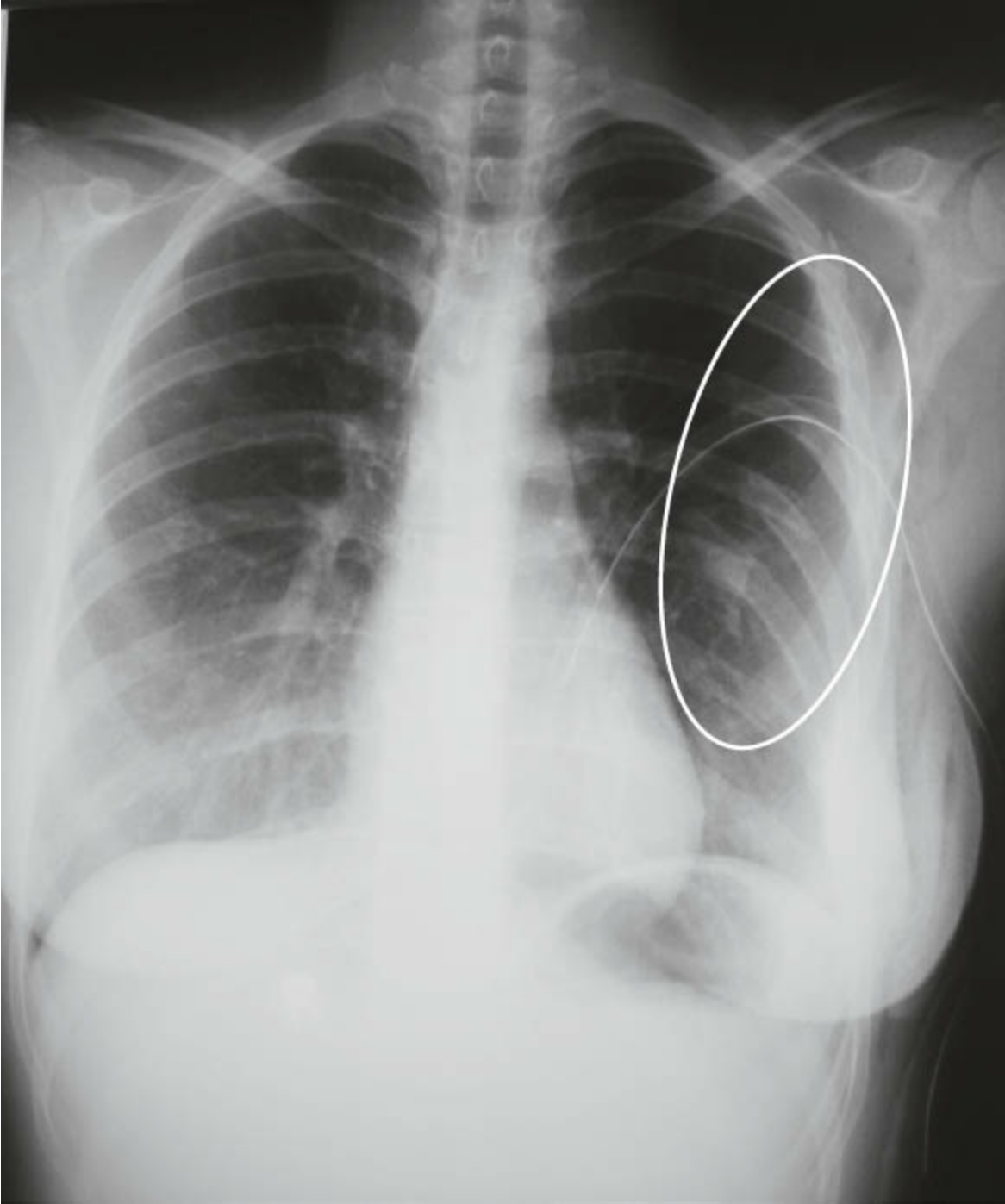
\*\*\*

In Notsituationen werden keine endlosen Dialoge und Diskussionen geführt. In meiner Lage gibt es genau diese beiden Möglichkeiten: entweder die Kleidung opfern, eine Infusion erhalten und (in meiner Vorstellung) möglicherweise erfrieren oder aber mit den Schmerzen umgehen müssen. Ich spanne meinen Körper irgendwie an und stabilisiere ihn dadurch, werde auf die Seite und in die Matratze gedreht. Der Flug ins Krankenhaus kann beginnen. In der Notaufnahme folgt dann die Erlösung von der Kälte, ich erhalte eine Heizdecke, doch ich blicke die Krankenschwester ungläubig an, die mir mein Lawinenschüttelgerät, kurz LVS-Gerät, abnehmen und mir meine Jacke und meinen Rückenprotektor ausziehen will. „Nein, nein, nicht ausziehen“, wehre ich mich dagegen, „schneidet einfach alles runter“. Das macht sie dann letztlich auch.

Wahrscheinlich hat sich das Krankenhauspersonal darüber Gedanken gemacht, dass ich im Nachhinein finanzielle Ansprüche stellen könnte. Der Rückenprotektor kostet 300 Euro. Aber meine zerschnittene Ausrüstung ist mir in diesen Momenten des Leidens wirklich nicht wichtig. Die nächsten drei Tage liege ich auf der Intensivstation des Krankenhauses in Davos. Um die Schmerzen zu lindern, hänge ich am Morphiumtropf. Einmal in der Stunde oder einmal alle zwei Stunden, jedenfalls immer, wenn ich es benötige, möge ich den Knopf selbst drücken, sagt mir die Schwester, dann fließt der Peinkiller wieder. Ich mache dies nur ein einziges Mal selbst, regelmäßig machen es die Schwestern quasi im Vorübergehen. Mir wird jedes Mal so richtig schlecht, sodass ich fast schon Angst vor der nächsten Dosis habe und mich mit all meinen verbliebenen Kräften dagegen auflehne. Hinzu kommt der Faktor, dass ich prinzipiell eine Gegnerin von Tabletten, Spritzen und Infusionen bin. Ich brauche das Zeug nicht, denke ich mir trotzig. Ich bin stark und hart im Nehmen. Die meiste Zeit konzentriere ich mich also auf mich selbst und darauf, ruhig zu atmen und den Schmerz auszuhalten. Ich telefoniere mit meiner Familie, mit Freunden und mit meinen Kollegen vom Filmprojekt. Wartet auf mich, sage ich ihnen, in drei Wochen bin ich wieder fit. Der Wunsch ist Vater des Gedankens, auch meiner Gedanken. Am dritten Tag esse ich dann eine halbe Birne. Eine Stunde später kommt durch die nächste Dosis Morphium einer Schwester das Obst wieder hoch. Wenn sich deine Situation nicht bessert, dann müssen wir es mit einem Kreuzstich versuchen, sagt man mir. Bei dieser Lokalanästhesie wird mit einer Nadel in den Wirbelkanal eingedrungen. Mit dorthin eingespritzten Schmerz- und Betäubungsmitteln werden die zum

Rückenmark führenden Nerven für eine begrenzte Zeit ausgeschaltet — und damit in einer bestimmten Körperregion alle Schmerzempfindungen. Vielleicht empfinde ich den Vorschlag der Ärzte als Drohung. Jedenfalls will ich diesen Stich ins Kreuz unbedingt vermeiden. Mein Gesundheitszustand verbessert sich ein wenig, am vierten Tag kann ich die Intensivstation verlassen.

Nach mehr als einer Woche in Davos lasse ich mich in die EMCO Privatklinik nach Bad Dürrenberg im Salzburger Land verlegen. Obwohl ich in der Schweiz gut umsorgt wurde, bin ich froh, in ein vertrautes Umfeld zu kommen und näher an meiner Familie und den Menschen zu sein, die mich kennen. In Bad Dürrenberg bin ich in besten Händen, Dr. Peter Lechenauer ist dort tätig. Er ist seit jeher mein behandelnder Arzt, keiner kennt mich und meine Krankengeschichte besser als er. Knapp zwei Wochen lang stehe ich dort unter seiner Obhut, und bei Gott: Ich benötige jede Unterstützung!



Röntgenaufnahme gebrochener Rippen

Nach meinen ersten Lungenübungen erklärt mir das Personal, dass ich eine Lunge hätte, deren Volumen vergleichbar mit jenem einer 95-jährigen Frau sei. Bei einer Übung geht es darum, in eine Röhre zu pusten und vier Kugeln in die Höhe zu blasen. Ich bemühe mich, so gut ich nur kann. Es bewegt sich gerade ein bisschen was beim ersten dieser Bällchen. Ich kann es nicht glauben, das Ding

muss kaputt sein, bin ich überzeugt. „Blas doch du einmal“, sage ich zu meiner Mutter und denke mir: Wenn ich es nicht zusammenbringe, dann sie auch nicht. Aber wumm! Sogleich tanzen alle vier Kugeln in der hineingeblasenen Luft.

Als ich in Davos am Berg lag, war ich einfach nur unbeweglich und kaputt. In Bad Dürrenberg erst wird mir klar, wie schlecht es um mich bestellt ist. Mein Lungenvolumen ist am Arsch, sage ich mir, und es tut mir gut, von den Experten zu hören, dass sich dieser Umstand wieder bessern wird. Ein Drainagebeutel, in dem sich die Flüssigkeiten aus meiner Lunge sammeln, ist mein ständiger Begleiter. Mein damaliger Freund kümmert sich auch um mich, wir gehen gemeinsam viel spazieren und reden über den Unfall, den Sport, das Leben. Wenn ich etwas kann, dann mich in meine Aufgaben zu verbeißen und Ziele, die ich mir setze, auch zu erreichen. In der EMCO Klinik will ich nur so rasch wie möglich gesund werden. Deswegen weigere ich mich, mit dem Aufzug in den ersten Stock zu fahren, sondern nehme die Stiege. Ich weiß nicht, wie lange ich für ein Stockwerk brauche. Nach zwei Stufen muss ich eine Pause von ein paar Minuten einlegen, dann schaffe ich wieder zwei. Mir kommt vor, als müsste ich gerade den Mount Everest „by fair means“ besteigen, so wenig Sauerstoff nehme ich auf. Wieder schaffe ich zwei Stufen. Pause. Ich habe null Kondition, null Lungenvolumen. Ich muss schlucken, um nicht zu weinen. Wieder gehen zwei Stufen. 10, 15 Minuten später habe ich den ersten Stock erreicht.

Zwei Wochen nach meiner Einlieferung kann ich nicht mehr. Auch wenn ich mich in einer sehr schönen Privatklinik befinde, in der ich bestens betreut werde, so ist es doch zuallererst ein Krankenhaus. Ich sage zu Peter Lechenauer, dass ich nach Hause will. Er rät mir, doch noch ein paar Tage anzuhängen, aber mein Entschluss steht fest.

„Gib mir bitte die Entlassungspapiere“, sage ich zu ihm. „Ich unterschreibe alles.“ „Eva, warte noch ein paar Tage, das ist keine gute Idee.“ „Ich kann, ich mag nicht mehr.“ Medikamente mag ich nicht, Krankenhäuser noch viel weniger, und zuweilen denke ich auch, alles besser zu wissen als das Fachpersonal. Ich setze meine Unterschrift überall dorthin, wo es notwendig ist, und entlasse mich de facto selbst.

Raus aus der Klinik ist das erste, was ich mache, mich unter Leute zu begeben. Ich glaube, schon wieder ein normales Leben führen zu können und fahre in den Europark Salzburg. Spaziere käsebleich und mit den Kräften am Ende durch das größte Einkaufszentrum der Stadt – und rufe zwei Tage später, gegen 22 Uhr, Dr.